

PRESSESPIEGEL DREI-RELIGIONEN-KITA

taz, 2. Februar 2018

Drei-Religionen-Kita

Begegnung auf Augenhöhe von klein an

Die Idee: In der Kita sollen sich jüdische, muslimische und christliche Kinder respektvoll begegnen. Einen konkreten Ort für das Projekt gibt es noch nicht.

Von Hylja Gürler

Auf dem gemeinsamen Campus sollen die Kitas dennoch nicht voneinander abgeschottet sein – ein Vorwurf, den sich sonst vor allem muslimische Kitas häufig gefallen lassen müssen.

„Es wird einen gemeinsamen Spielplatz und ein viertes Gebäude mit einem Familienzentrum geben. Hier sollen sich Kinder und ihre Eltern begegnen können“, sagt Kathrin Janert vom Evangelischen Kirchenkreisverband für Kitas in Berlin Mitte-Nord, eine weitere Initiatorin des Projekts. Eine Großküche soll alle drei Kitas mit Essen versorgen. Und weil dabei nur an vegetarische Kost gedacht ist, erübrigen sich Diskussionen darüber, ob das Essen halal oder koscher ist.

Ob der Kita-Campus in dieser Form aber realisiert werden kann, muss sich noch zeigen. Erste Hürden gibt es bereits. Einen konkreten Ort für den Campus können die Gründerinnen derzeit nicht nennen. In Medienberichten vom November war noch von Moabit die Rede. Mit dem Ort steht und fällt aber das ganze Vorhaben – auch die Finanzierung, etwa durch das Kita-Ausbau-Programm für Berlin. Der Rest muss aus Spenden kommen. Die ersten Eltern haben bereits ihr Interesse an dem Kitaprojekt geäußert.

Für Janert ist das Besondere an der Drei-Religionen-Kita, dass eine Begegnung der drei Religionsgemeinschaften auf Augenhöhe stattfindet. „Wir konstruieren eine Gleichheit, die es so in anderen konfessionellen Kitas nicht gibt“, sagt sie.

In der Regel überwiegt in anderen konfessionellen Kitas die Erziehung in nur einer Religion, vor allem der christlichen, auch wenn die Zusammensetzung der Kinder längst multireligiös ist. In manchen christlich orientierten Kitas hat ein Großteil der Kinder einen Migrationshintergrund, viele sind muslimisch. Dennoch feiern die Kinder Weihnachten und Ostern, in manchen konfessionellen Kitas gibt es sogar Bibellesungen, als wäre das für alle Kinder und ihre Familien selbstverständlich. Muslimische Feiertage sind, wenn überhaupt, höchstens mal Gesprächsthema im gemeinsamen Morgenkreis.

Für Gesa Ederberg vom dritten Träger, dem jüdischen Verein Masorti, gibt es gute Gründe für die Autonomie der einzelnen Kitas auf dem Campus. „Die muslimischen und jüdischen Kinder müssen nicht immer wieder mühsam erklären, warum sie beispielsweise keine Gummibärchen mit Gelatine aus Schweinefleisch essen“, sagt die Rabbinerin. „Zugleich findet unter den Religionsgemeinschaften eine intensive Begegnung statt, mit Lernchancen, auf die sich Eltern und Kinder unserer Kitas bewusst einlassen.“

Das soll in einer gewünschten Nachbarschaft passieren, in der man sich dann und wann zwanglos treffe. „Feiert die jüdische Kita beispielsweise Chanukka, so könnte sie die Kinder der anderen beiden Kitas einladen“, so Ederberg. Oder Kindergruppen gehen, „wenn sie Fragen zu den anderen Religionen haben, rüber zu den Experten in der jeweils anderen Kita“, fügt Kathrin Janert hinzu.

Der Religionspädagoge Friedrich Schweitzer von der Universität Tübingen begrüßt jedes Kita-Projekt, das interreligiöse Erziehung ermöglicht. „Auf dem neuen Kita-Campus können die Kinder die eigene Tradition und zugleich die der anderen kennenlernen“, sagt Schweitzer, der seit vielen Jahren zum Thema forscht. „Deutsche Kitas sind nach wie vor zu wenig auf die zunehmend multireligiöse Zusammensetzung der Kinder vorbereitet“, sagt er.

Auch in anderen Einrichtungen soll Begegnung mit den verschiedenen Traditionen stattfinden. Kitas mit einem interkulturellen und inklusiven Ansatz haben den Anspruch, die Kulturen und Religionen möglichst aller Kinder in die pädagogische Arbeit einzubeziehen. Ein Anspruch, der

Annett Neumann, Leiterin einer evangelischen Kita im interkulturellen Familienzentrum Tam in Kreuzberg, sich oft fragen lässt: „Berücksichtigen wir auch alle Religionen? Oder grenzen wir ungewollt eine aus?“ Die Kita ist eine von acht Berliner Modellkitas, die im Auftrag der Senatsverwaltung ihre Erfahrungen bei der Integration von Familien mit Fluchterfahrung mit anderen Kitas austauschen und gute Beispiele liefern sollen.

Diese Zweifel muss es bei den Kitas auf dem Campus theoretisch nicht geben. Denn sie beschränken sich ja von vornherein auf drei Religionen. Ein erster Vorbehalt kommt allerdings von der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie: „Es ist wichtig, dass auch Kinder in die Einrichtung aufgenommen werden, die nicht religionsgebunden sind“, sagt eine Sprecherin. In der Idee und dem Aufbau nach erinnert die Drei-Religionen-Kita an das House of One, ein schon länger geplantes Projekt: Unter einem gemeinsamen Dach sollen am Petriplatz in Mitte ab 2019 eine Moschee, eine Synagoge und eine Kirche entstehen, mit einem Raum für Begegnungen dazwischen. Und noch ein weiteres Drei-Religionen-Vorhaben tauchte vergangenes Jahr zumindest als Idee auf. Der „Campus der Theologien“ für die Humboldt-Universität ist allerdings bisher nicht umgesetzt worden.

Für den Religionswissenschaftler Andreas Feldtkeller von der Humboldt-Universität stellen überkonfessionelle Projekte wie das House of One oder die Drei-Religionen-Kita Ausnahmen dar. „Religionsgemeinschaften haben heute ein sehr starkes Abgrenzungsbedürfnis gegeneinander. Man denke nur an die islamfeindliche Pegida-Bewegung“, sagt der Experte für Interkulturelle Theologie. Deshalb würden Projekte auffallen, die sich um eine friedfertige Koexistenz der Religionen bemühen. Und diese zögen dann die ganze Aufmerksamkeit auf sich, meint Feldtkeller.

Das Projekt der Berliner Drei-Religionen-Kita ist nicht das einzige seiner Art. In Pforzheim in Baden-Württemberg wollen gleich mehr als doppelt so viele Religionsgemeinden wie in Berlin, darunter auch Katholiken und Jesiden, eine multireligiöse Kita gründen.

<http://www.taz.de/!5479269/>

Süddeutsche Zeitung, 30. Dezember 2017

Wie in Berlin eine "Drei-Religionen-Kita" entstehen soll

Läuft alles nach Plan, könnten ab 2021 in der Berliner Kita je 45 Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien gemeinsam betreut werden

Von Verena Mayer, Berlin

Dass die Jüdin Gesa Ederberg und die Muslimin Iman Andrea Reimann ein ungewöhnliches Duo sind, merken sie, sobald sie irgendwo zusammen im Café sitzen. "Die Außenwahrnehmung ist dann immer: ah, zwei Muslimas, eine mit Kopftuch, eine ohne", sagt Ederberg. Erstaunter wären die Reaktionen vermutlich, wenn die Leute wüssten, was die Rabbinerin Ederberg und die Vorsitzende des Deutschsprachigen Muslimkreises, Reimann, vorhaben. Die beiden wollen zusammen mit einer evangelischen Pfarrerin muslimische, jüdische und christliche Kinder erziehen. In einer Berliner Kindertagesstätte, dem "Drei Religionen Kita Haus".

Wenn alles so läuft wie die Initiatorinnen sich das vorstellen, soll demnächst im Berliner Stadtteil Moabit mit dem Bau einer Kita begonnen werden, die ab dem Jahr 2021 je 45 Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien betreut. Auf einer Art Campus mit Spiel- und Bewegungsräumen, einer Außenanlage und einem Gemeinschaftsbereich. Nur, dass es hier nicht wie in anderen Kitas die Spatzen-, Bären-, und Tigerentengruppen geben wird, sondern eben eine christliche, jüdische und muslimische Gruppe.

Es ist nicht das erste interreligiöse Großvorhaben in Berlin. In der Nähe des Berliner Stadtschlosses ist derzeit das "House of One" geplant, ein Sakralbau für Juden, Christen und Muslime. Ein Pionierprojekt ist die Berliner Kita dennoch. Interreligiöse Bildungseinrichtungen kann man in Deutschland an einer Hand abzählen, es gibt einige Schulen mit interreligiösen Schwerpunkten oder eine Grundschule in Osnabrück, die vom Bistum getragen wird und

christliche, muslimische und jüdische Kinder unterrichtet. Die Drei-Religionen-Kita wird aber die erste ihrer Art sein.

Nur: Wie soll das funktionieren? Und wozu soll das überhaupt gut sein? Rabbinerin Ederberg hat diese Fragen schon erwartet. Sie sagt, erst einmal gehe es darum, Kitaplätze zu schaffen. Selbst in Berlin, wo das Angebot an Kinderbetreuung traditionell gut ist, steige die Nachfrage, "allein das ist schon Herausforderung genug". Die Idee hat sie schon lange, 2004 hat sie im Berliner Westen eine jüdische Kita gegründet. Dort wird Hebräisch und Deutsch gesprochen, die Kinder feiern gemeinsam Feste wie Chanukka, "es geht darum, ein Wir zu kreieren", sagt Ederberg.

Die Kita wurde am Anfang vor allem von Mitarbeitern der israelischen Botschaft in Anspruch genommen, inzwischen werden hier 80 Kinder aus aller Welt betreut, viele aus Israel oder den USA. Immer wieder bekommt Ederberg Anfragen von nicht-jüdischen Eltern. Inzwischen ist auch der Berliner Senat von dem Vorhaben überzeugt. Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) nannte die Kita eine "tolle Ergänzung" zu anderen Begegnungsorten. Die Initiatorinnen sitzen bei Kaffee und Keksen in der Wohnung von Kathrin Janert vom evangelischen Kirchenkreisverband, der das Projekt unterstützt. Tausend Dinge müssen besprochen werden. Etwa wie jede Gruppe ihre Religionspädagogik umsetzt und wo alle drei zusammenfinden.

Ederberg sagt, im Judentum würde man den Kindern viel über Feste vermitteln, Rosch Haschana etwa, der jüdische Neujahrstag, an dem man viel Honig esse. Sie würde dann mit den Kindern über Bienen sprechen, darüber, was Insekten leisten und dass sie bedroht sind. Reimann wirft ein, dass im Koran auch etwas zu den Bienen stehe, die zwar klein sind und oft nerven, aber heilenden Honig produzieren. "Solche Themen kann man gemeinsam bearbeiten, und man braucht dafür nicht unbedingt die Religionsbrille." Doch nicht überall herrscht so viel Einigkeit.

In den vergangenen Tagen haben antisemitische Demonstrationen gegen Donald Trumps Entscheidung, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen, Schlagzeilen gemacht, daran nahmen auch viele Muslime teil. Zuletzt kursierte das Video eines jüdischen Restaurantbesitzers, der von einem Passanten, der im Schaufenster einen siebenarmigen Leuchter entdeckt hatte, minutenlang wüst antisemitisch beschimpft worden war. Was kann man Kindern überhaupt an Toleranz vermitteln?

"Die Frage ist doch eher: Was kann man Kindern nicht an Toleranz beibringen?", sagt Pfarrerin Silke Radosh-Hinder, stellvertretende Superintendentin im Evangelischen Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte. "Die Trennung wird im Laufe der Zeit angelernt, das ist der Punkt, wo wir sagen: Da probieren wir etwas anderes." Reimann sagt, es gehe auch darum, die Erwachsenen ins Boot zu holen, für die das alles auch erst mal ungewöhnlich sei.

Reimann selbst ist es gewohnt, Grenzen zu überschreiten, sie ist in der DDR aufgewachsen. Als sie sechs war, konnte die Familie nach Westdeutschland ausreisen. Sie kam nach Kreuzberg, als junge Frau konvertierte sie zum Islam und leitet inzwischen eine muslimische Kita. Mit den Kindern geht sie auch in eine Synagoge oder erzählt ihnen die Geschichte vom Heiligen Nikolaus. 2016 erhielt sie dafür einen Integrationspreis des Bezirks Charlottenburg-Wilmersdorf. Einfach sei es nicht, erzählt Reimann. Immer wieder werde sie auf der Straße wegen ihres Kopftuchs beschimpft, inzwischen meidet sie es, in den Osten Berlins oder nach Brandenburg zu fahren.

Rabbinerin Ederberg sagt, sie verstehe ihr gemeinsames Projekt als "Vorbeugung". "Wenn man aus so seiner Kita kommt, funktionieren die simple Islamophobie oder antisemitische Stereotype nicht mehr, denn man hat muslimische oder jüdische Freunde." Iman Andrea Reimann nickt. "Wenn ich den Ali oder den David blöd finde, dann weil er die und die doofe Eigenschaft hat, und nicht weil er Moslem oder Jude ist."

<http://www.sueddeutsche.de/panorama/berlin-wie-in-berlin-eine-drei-religionen-kita-entstehen-soll-1.3809165>

Neues Deutschland, 22. Dezember 2017

Frühkindlicher Dialog

In Moabit entsteht ein Kita-Haus für Kinder aus jüdischen, muslimischen und christlichen Familien

Von Stephan Otto

Das Vorhaben ist ein Experiment. In Moabit soll ein Haus für drei Kitas entstehen, in das Kinder aus jüdisch, christlich und muslimisch geprägten Familien gehen. Wie Nachbarn in einer Hausgemeinschaft werden die Einrichtungen miteinander verbunden sein, in gegenseitiger Verantwortung und in Freundschaft zueinander. Iman Andrea Reimann vom Deutschsprachigen Muslimkreis (DMK) Berlin ist eine der Initiatorinnen des Projekts. Ihr ist es ein Anliegen, Kinder früh mit anderen Religionen in Verbindung zu bringen. »Umso leichter fällt es ihnen dann nämlich, unbefangen mit Menschen umzugehen, die einen anderen Glauben haben«, erklärt die Imamin.

Wie wichtig eine Verbesserung des Verständnisses zwischen den Religionen ist, zeigt eine Reihe von Vorfällen aus den vergangenen Monaten. Im Frühjahr etwa hatte ein 14-jähriger Junge aus einer jüdischen Familie seine Gemeinschaftsschule in Friedenau verlassen, weil er von seinen muslimischen Mitschülern wegen seiner Religion diskriminiert worden war.

Gesa Ederberg, Rabbinerin der Synagoge in der Oranienburger Straße, versucht, bei solchen interreligiösen Konflikten zu vermitteln, indem sie das Gemeinsame der Konfessionen betont. »Wenn wir die drei großen Religionen aufs Wesentliche konzentrieren, dann werden sie ganz ähnlich«, sagt sie. »Sie alle haben nämlich im Kern eine friedliche Botschaft. Diese ist eine sehr menschliche. Dass wir einander nämlich so begegnen, wie wir selbst behandelt werden möchten.«

In der Drei-Religionen-Kita sollen die Glaubensrichtungen aber keineswegs reduziert und gleichgemacht werden, betont sie. »Wir wollen keinen Mischmasch, bei dem es auch drei Muslime und fünf Juden in der Gruppe gibt«, erläutert Ederberg. Die evangelische Pfarrerin Silke Radosh-Hinder pflichtet ihr bei: Jede Kita in dem Projekt brauche Raum, um sich entfalten zu können. Dafür sieht das pädagogische Konzept drei voneinander getrennte Kitas mit jeweils 45 Kindern vor. Darüber hinaus soll es gemeinsam genutzte Bereiche wie ein Familiencafé oder eine Bibliothek geben, um in einen interkulturellen und interreligiösen Austausch zu kommen. Auch das Außengelände teilen sich die Einrichtungen. Hinter dem Projekt stehen der Evangelische Kirchenkreisverband Berlin Mitte-Nord, der jüdische Masorti-Verein sowie der DMK Berlin. Jeder der drei Träger steuert 1,5 Millionen Euro für die Baukosten bei. Zudem gibt es einen gemeinsamen Förderverein. Den genauen Ort für das Kita-Haus wollen die Initiatorinnen noch nicht bekannt geben, weil der Kauf noch nicht endgültig abgeschlossen sei, sagt Radosh-Hinder. Die Planung ist aber bereits fortgeschritten. Wenn alles klappt, soll 2019 mit dem Bau begonnen werden, zwei Jahre später könnten dann die Einrichtungen ihre Arbeit aufnehmen.

Wie wenig eine interreligiöse Ausrichtung in Kindergärten bislang eine Rolle spielt, hat die Imamin Reimann schon häufiger erfahren. Wenn vor allem in städtischen Kitas versucht werde, den Islam zu thematisieren, dann sei das »oft nicht erwünscht und wird nicht gefördert, selbst wenn es dort Kinder aus muslimischen Familien gibt«, ärgert sich die Imamin, die selbst die interkulturelle Kita »Regenbogen Kidz« in Charlottenburg leitet.

Auch Ederberg sieht einige Hürden für das jüdische Leben in einer christlich geprägten Gesellschaft. In der Adventszeit stellt sie sich oft die Frage: »Wie können wir als Minderheit Chanukka feiern, sodass wir uns auch wohlfühlen?« An jedem Abend des acht Tage währenden Lichterfests wird eine Kerze mehr am Chanukka-Leuchter angezündet - zum Gedenken an die

Wiedereinweihung des zweiten Tempels in Jerusalem. »Mit jeder angezündeten Kerze erhalten die Kinder ein Geschenk«, erzählt die Rabbinerin.

In der Drei-Religionen-Kita sollen die religiösen Feste zunächst in der eigenen Einrichtung gefeiert werden, die sich dann aber für die anderen Kinder auf dem Campus öffnet. »Es soll so sein, als wäre man bei Freunden eingeladen«, sagt Radosh-Hinder. So können die Kinder erleben, was die Feste für die anderen bedeuten. Sie sollen lernen, auch andere Traditionen zu respektieren und als Bereicherung anzunehmen.

Ederberg kann sich zudem vorstellen, dass alle drei Kitas einige Feste gemeinsam vorbereiten. Neujahr würde sich dafür anbieten, findet die Rabbinerin, wenn die Juden Rosch Haschana feiern, bei dem Honig eine große Rolle spielt, weil das kommende Jahr auch ein süßes werden soll. »Dann könnte auch in den anderen Gruppen Bienen ein Thema sein«, schlägt Ederberg vor und stößt damit auf Wohlwollen bei ihren Mitstreiterinnen.

Noch sind dies nur Überlegungen. »Um das Projekt mit Leben zu füllen, müssen wir alle unsere tief liegenden Vorurteile abbauen«, ist sich Radosh-Hinder sicher. »Das ist die Grundvoraussetzung, sonst funktioniert das Vorhaben nicht.«

Berliner Morgenpost, 17. November 2017

Geplantes Gebetshaus für Christen, Juden und Muslime in Berlin-Mitte:

In Moabit soll ein Kindergarten für Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien entstehen.

Berlin. In Berlin soll ein von drei Religionen getragener Kindergarten entstehen. Geplant sei eine Kita für je 45 Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien im Stadtteil Moabit, teilte der Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Markus Dröge, am Dienstag nach einem Treffen mit dem Senat mit. Als Betreiber sollen demnach drei Trägervereine mit jeweils eigenen religionspädagogischen Konzepten fungieren. Das interreligiöse Projekt solle 2021 starten.

Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) begrüßte das Vorhaben. Es sei eine "tolle Ergänzung" für andere Bemühungen, mehr Begegnungsorte für Religionen zu schaffen.

Müller bekräftigte in dem Zusammenhang die Zusage des Senats, das interreligiöse Projekt "House of One" zu unterstützen, ein in Mitte geplantes Gebetshaus für Christen, Juden und Muslime. Das Land sei bereit, dafür der Stiftung ein Grundstück im Rahmen eines Erbpachtvertrages zur Verfügung zu stellen.

Auch eine alternative Einbringung des Grundstückes in die Stiftung werde nochmals geprüft. Allerdings zeigte sich Müller hier mit Blick auf die Liegenschaftspolitik des Landes zurückhaltend. Seit geraumer Zeit gibt der Senat landeseigene Grundstücke, zumal in guten Lagen, nicht mehr so einfach her.

Ursprünglich sollte der Grundstein für das auf mindestens 40 Millionen Euro veranschlagte Vorhaben 2018 gelegt werden. Der Zeitplan ist aber offen, weil noch nicht genügend Spenden gesammelt wurden. "Es gibt eine große Spendenbereitschaft, aber noch längst nicht die Summe, die gebraucht wird", sagte Dröge dazu.

<https://www.morgenpost.de/berlin/article212468909/Drei-Religionen-Kindergarten-in-Berlin-geplant.html>

focus, 25. November 2017

Gemeinschafts-Kita will Kinder aus drei Religionen zusammenbringen

Drei Frauen haben eine Vision: Sie wollen christliche, muslimische und jüdische Kinder in einem Haus zusammenbringen. Unter ihrer Leitung soll eine „Drei-Religionen-Kita“ in Berlin eröffnet werden. Sie wollen den Kindern ermöglichen, an einem gemeinsamen Ort zu spielen und sich auszutauschen.

Eine der Frauen hinter dem Konzept ist Rabbinerin Gesa S. Ederberg. Die Idee eines interreligiösen Kindergartens sei bei einer Begegnung mit einer Muslimin entstanden, sagt die jüdische Frau im Gespräch mit FOCUS Online. Inspiriert von ihrer guten Zusammenarbeit sei die Idee entstanden, den Kindergarten zu gründen. Als dritten Partner konnten die Frauen einen evangelischen Verband für Kindertageseinrichtungen gewinnen. Gemeinsam entwickelten die drei das außergewöhnliche Konzept.

Wie wichtig die Verbesserung des Verständnisses zwischen Religionen ist, zeigen Vorfälle der vergangenen Monate. So hatte im Frühjahr ein 14 Jahre alter Junge aus einer jüdischen Familie seine Schule in Berlin verlassen müssen, nachdem er über Monate von türkisch- und arabischstämmigen Mitschülern wegen seiner Religion gemobbt worden war. Zuletzt hatte die Menschenrechtsorganisation "Human Rights Watch" eine bessere Ausbildung von Lehrern gefordert, damit diese solchen Tendenzen unter ihren Schülern besser entgegenzutreten könnten.

Raum für Begegnungen
Die geplante Kindertagesstätte in Berlin-Moabit will bereits unter den Kleinsten das Verständnis und den Respekt für andere Religionen fördern. Die Kinder sollen nach ihrer Religionsrichtung in den Räumen getrennt werden. Jede der drei Einheiten wird Platz für 45 Kinder bieten. Zusätzlich soll es einen großen Bereich für gemeinsame Begegnungen geben. Silke Radosh-Hinder vom evangelischen Kirchenkreis-Stadtmitte erzählt, wofür der zusätzliche Raum gedacht ist: "Ziel dieses Raumes soll es sein, einen Ort zu bieten, in dem Kinder und Familien ihre religiöse und kulturelle Identität leben und entwickeln können. Gleichzeitig sollen sie in einer guten Nachbarschaft und im respektvollem Gespräch anderen Religionen und Kulturen auf Augenhöhe begegnen." In dem Gemeinschaftsraum können sich die Kinder treffen, essen und gemeinsam spielen.

Radosh-Hinder erzählt, dass in dem Gemeinschaftsraum auch gefeiert werden soll. Die unterschiedlichen religiösen Feste sollen die Kinder in ihrer jeweiligen Einrichtung feiern – aber zusammen mit Kindern der anderen Religionen. "Es soll sein, als wäre man bei Freunden eingeladen. So erlebt man, wie sie die Feste feiern und was sie für sie bedeuten." Dadurch sollen die Kinder andere Traditionen kennen und respektieren lernen. Auch die Erzieher sollen zusammen arbeiten und den Kindern so Werte des Zusammenlebens wie Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Achtung vermitteln.

Imamin Andrea Reimann vom Muslimkreis DMK Berlin betont, es sei den drei Gründerinnen ein besonderes Anliegen, Kinder früh mit anderen Religionen zu konfrontieren. Umso leichter falle es den Kindern, unbefangen mit dem Thema Religion und den Menschen umzugehen, die nicht den gleichen Glauben haben. "Das gemeinsame Aufwachsen soll zu einer positiven Normalität führen", sagt Reimann. Die Kita soll wissenschaftlich begleitet werden, um zu dokumentieren, wie sich die Situation auf die Entwicklung der Kinder auswirkt.

Als nächster Schritt ist ein Architekturwettbewerb geplant, 2019 soll dann mit dem Bau der Kita im Stadtteil Moabit begonnen werden, drei Jahre später sollen die ersten Kinder auf dem Campus aufgenommen werden. Anmeldungen können derzeit noch nicht entgegengenommen werden. Andrea Reimann sagt aber, sie habe schon erste Anfragen von Erziehern bekommen, die überzeugt von dem Projekt seien und sich vorstellen könnten, in der Einrichtung anzufangen. Und ihre Mitgründerin Radosh-Hinder sagt, sie sei überzeugt von der Vision: „Vielfalt als Bereicherung – von Anfang an!“

https://www.focus.de/politik/deutschland/berlin-christen-juden-und-muslime-unter-einem-dach-wie-die-gemeinschafts-kita-religionen-zusammenbringen-will_id_7851825.html

Welt, 13. November 2017

„Friedlicher Islam“ - Christen rücken an Juden und Muslime heran

Drei Religionen, ein Haus. Das scheint in Berlin gerade eine beliebte Vision zu sein. Unter anderem soll eine muslimisch-jüdisch-christliche Kita entstehen – und dann wäre da noch das „House of One“.

Jede Religionsgruppe hat eigene Räume, aber gegessen wird zusammen. So lautet – sehr vereinfacht ausgedrückt – ein deutschlandweit einmaliges interreligiöses Konzept für eine Kindertagesstätte, die demnächst in Berlin entstehen soll. Das besondere daran: Kinder vom Krippen- bis zum Vorschulalter aus muslimischen, jüdischen und christlichen Familien werden auf einem gemeinsamen Campus in Berlin-Moabit unter einem Dach betreut und erzogen.

135 Kinder wird die neue Kita aufnehmen, also 45 Kinder pro Religionsgemeinschaft. Baubeginn soll im Jahr 2019 sein, los geht es mit der Betreuung dann nach derzeitigem Plan im Jahr 2022. Finanziert wird das Projekt nach dem Kita-Ausbauprogramm des Landes Berlin wie jede andere neue Kita auch. Das Land beteiligt sich also, aber der Träger muss einen gewissen Eigenanteil liefern.

Zwar gibt es schon sogenannte interreligiöse Kitas oder Kindergärten, aber erstmals seien auch alle drei Träger – Vertreter der jeweiligen religiösen Gemeinde – strukturell gleichgestellt, erklärt Silke Radosh-Hinder. Sie ist eine der Mitbegründerinnen des neuen Konzepts und vertritt den Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte.

Alle drei Kitas werden in Trägerschaft der jeweiligen Religionsvereine geführt. Initiatoren sind der jüdische Bildungsverein Masorti, der deutschsprachige Muslimkreis Berlin und der Evangelische Kirchenkreisverband für Kindertageseinrichtungen Berlin-Mitte-Nord. Diese entscheiden dann über die Aufnahme der Kinder, suchen Personal aus und entscheiden für sich über das religionspädagogische Konzept. Indem jede Religion ihr eigenes Konzept verbreiten kann, seien alle drei „auf Augenhöhe“ miteinander verbunden, erklärt Radosh-Hinder.

Man trifft sich dann inhaltlich in gemeinsamen Leitlinien für das Haus, an dem alle beteiligt sind. Ziel ist es, dass Kinder früh mit religiöser Vielfalt und Verschiedenheit in Berührung kommen, damit sich „Stereotype“ gar nicht erst entwickeln könnten, heißt es in dem Konzept.

Die Kinder werden in drei verschiedenen Gebäuden getrennt nach ihrer jeweiligen Religion betreut. Gebetet wird auch, aber das Gebet werde nicht im Vordergrund stehen, betonen die Gründer des Konzepts. In jedem der drei Gebäude soll es eine kleine Küche und Waschräume geben. Darüber hinaus ist ein viertes Gebäude als Lern- und Begegnungsort geplant. Neben dem Garten für alle sollen sich dort Kinder und Eltern treffen und zum Beispiel gemeinsam die wichtigen religiösen Feste feiern. Es wird eine gemeinsame Küche geben, in der nach Kaschrut- und Halal-Standards und entsprechend der Speiseregeln gekocht wird.

Der nächste Schritt ist ein Architekturwettbewerb, bei dem es gilt, drei verschiedene Gebäude für jede Religion und einen Gemeinschaftsraum für alle Kinder und Eltern unterzubringen. Die Adresse wollen die Träger aus Sicherheitsgründen nicht mitteilen.

Schüler, die sich antisemitisch beschimpfen, Schüler, die das Verhalten ihrer muslimischen Mitschüler kontrollieren: Viele Lehrer in Berlin beobachten zunehmenden Antisemitismus und Islamismus an ihren Schulen.

Die Kita soll dann auch Kontakt zu dem weiteren religionsübergreifenden Projekt aufnehmen, das in Berlin in Planung ist, kündigten die Initiatoren an. Hier geht es um das spektakuläre House of One, ein gemeinsames Gebetshaus für Muslime, Juden und Christen. Dieses weltweit einzigartige Gotteshaus für drei Religionen ähnelt in gewisser Hinsicht dem Konzept der Kita. Eine Kirche, eine Moschee und eine Synagoge sollen unter dem Dach Platz finden und außerdem ein Raum der Begegnung unter einem 40 Meter hohen Turm.

Für fast 44 Millionen Euro Gesamtkosten wird auf dem Petriplatz zwischen Gertraudenstraße und Scharrenstraße südlich vom Schlossplatz das Haus gebaut, in dem eine Kirche, eine Moschee und eine Synagoge Platz finden. Es steht auf dem Fundament der früheren Petrikirche und soll 2019 gebaut werden.

An dem Gebetshaus beteiligt sich der Bund mit 2,2 Millionen Euro. Das Land Berlin gibt 1,1 Millionen Euro dazu. Ob die Projektsumme rechtzeitig zusammenkommt, ist noch nicht absehbar – die House-of-One-Stiftung hat gerade mal 5,5 Millionen Euro beisammen. Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) begrüßt das Vorhaben als „Symbol für Toleranz“. Das House of One sei ein „weltweites Vorbild für ein tolerantes Miteinander der Religion“, sagt Müller.

Das Projekt wird allerdings von der Tatsache überschattet, dass sich zunächst kein muslimischer Verband an dem Projekt beteiligen wollte. In ganz Berlin fand sich keine Moscheegemeinde für die verbindliche, öffentliche Kooperation mit Christen und Juden. Am Ende stieg im Jahr 2014 das Forum für Interkulturellen Dialog (FID) ein. Dieses gilt als kaum repräsentativ für die muslimische Glaubenspraxis in Berlin und gehört außerdem zur umstrittenen Gülen-Bewegung.

Und es gibt noch ein drittes Projekt in Berlin, bei dem sich die drei Religionen annähern. An der Humboldt-Universität Berlin soll ein „Campus der Theologien“ entstehen. Darin ist verbindlich der Austausch zwischen Studenten der verschiedenen religiösen Fächer geplant und beispielsweise gemeinsame Seminare und Lehrprojekte vorgesehen.

Unterstützt werden alle drei Projekte von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO), deren Vertreter sich jüngst mit dem Senat zu einem Gespräch über die interreligiösen Projekte getroffen haben.

Es ist kein Zufall, dass in Berlin die Annäherung von Christen, Juden und Muslimen gleich von mehreren Seiten so stark gefördert wird: „Wir brauchen jetzt eine weitergehende, gemeinsame Vision für das friedliche Zusammenleben, die den Islam einbezieht“, sagte Bischof Markus Dröge der WELT. Dazu wolle die Kirche in der Hauptstadt einen Beitrag leisten.
<https://www.welt.de/politik/deutschland/article170432364/Friedlicher-Islam-Christen-ruecken-an-Juden-und-Muslime-heran.html>

Pro Medienmagazin, 9. November 2017

Kirche will Drei-Religionen-Kita eröffnen

Am Dienstag wurden Pläne der Evangelischen Kirche in Berlin bekannt, eine Kita für Kinder aus drei verschiedenen Religionen zu eröffnen. Die Stadt unterstützt das Vorhaben.

Eine neue Kindertagesstätte in der Hauptstadt soll von drei Religionsgemeinschaften getragen werden und 2021 öffnen. Das erklärte der Berliner Bischof Markus Dröge am Dienstag am Rande eines Gesprächs zwischen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) und dem Berliner Senat. Es sollen je 45 Kinder mit jüdischem, christlichem und muslimischem Hintergrund aufgenommen werden, wie die Berliner Morgenpost berichtet.

Alle drei Träger sollen sich mit ihren eigenen religionspädagogischen Konzepten einbringen. Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) kündigte an, das Vorhaben zu unterstützen.

Realisiert wird das Projekt nicht von der EKBO selbst, sondern vom Berliner Kirchenkreis Stadtmitte. Wie eine Sprecherin auf Nachfrage von pro erklärte, soll die interreligiöse Kita aus drei Einheiten bestehen, die je eigenständig von der jeweiligen Religionsgemeinschaft getragen werden und eigene religionspädagogische Konzepte verwirklichen. Ein gemeinsamer Bereich aller drei Einheiten soll gemeinsam verwaltet werden. Die Träger stehen bereits fest: Masorti - Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens, der Evangelische Kirchenkreisverband für Kindertageseinrichtungen Berlin Mitte-Nord und der Deutschsprachige Muslimkreis DMK Berlin.

"Die Drei-Religionen-Kita richtet sich an Familien, denen sowohl die Praxis und Pflege der jeweils eigenen Religion, Tradition und Kultur, als auch das friedliche Miteinander und der Austausch mit anderen Religionen, Traditionen und Kulturen am Herzen liegt", teilte der Kirchenkreis mit. Ein eigens betriebener interreligiöser Begegnungsort solle „das Herzstück“ der pädagogischen Arbeit sein.

Die Kita ist nicht das erste groß angelegte interreligiöse Projekt in der Hauptstadt. 2019 sollen mit städtischer Unterstützung die Bauarbeiten zum sogenannten „House of One“ beginnen, einem Gebetshaus und einer Begegnungsstätte für Muslime, Christen und Juden. Das Projekt ist mit 40 Millionen Euro veranschlagt, bisher haben die Ideengeber und künftigen Betreiber allerdings nur fünf Millionen Euro für den Bau zusammentragen können.

<https://www.pro-medienmagazin.de/gesellschaft/kirche/2017/11/08/kirche-will-drei-religionen-kita-eroeffnen/>

BZ, 7. November 2017

Drei-Religionen-Kindergarten für Berlin

In der Hauptstadt soll der erste von drei Religionen getragener Kindergarten entstehen. Geplant sei eine Kita für je 45 Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien in Moabit, teilte der Bischof Markus Dröge mit. Das interreligiöse Projekt solle 2021 starten.

<https://www.bz-berlin.de/liveticker/drei-religionen-kindergarten-fuer-berlin>

Deutschlandfunk, 16. Januar 2018

Überkonfessionelle Kita in Berlin

Eine Küche, drei Religionen

Von Kemal Hür

Im Festsaal der Berliner Stadtmission singt auf der Bühne eine junge Frau ein türkisches Volkslied: "Ich habe einen langen Weg zu gehen", heißt das Lied sinngemäß. Begleitet wird sie von einem Lautenspieler. Das Publikum besteht ausschließlich aus Frauen, mehr als die Hälfte von ihnen trägt Kopftuch, eine einzige hat eine Kippa auf dem Kopf. Alle sind festlich gekleidet. Der Anlass: eine Spendengala zugunsten der "Drei-Religionen-Kita" für christliche, jüdische und muslimische Kinder, die in Berlin entstehen soll.

Viele Tagesstätten - auch die in konfessioneller Trägerschaft - nehmen Kinder aus verschiedenen Glaubensgemeinschaften auf. Aber das neue Projekt habe die Besonderheit, dass die Religionen miteinander auf Augenhöhe seien, sagt Rabbinderin Gesa Ederberg.

"Wir konstruieren eine Gleichheit zwischen den drei doch sehr unterschiedlichen Partnern. Gleichheit, zum Beispiel, was die Zahlen angeht. Jede Kita wird 45 Kinder betreuen, was wir in der normalen Kita nicht haben. Wenn ich eine Kita aufmache und sage, sie ist für alle offen,

dann habe ich je nachdem eine Mehrheit: atheistische Kinder, die nächste Gruppe sind katholische, evangelische Kinder, muslimische Kinder, vielleicht ein, zwei jüdische Kinder. Und damit kann ich nicht ausgewogen arbeiten. Das heißt, das Besondere bei uns ist, dass wir uns so aufstellen, dass wir gleich viele Familien aller drei Religionen haben."

Koscher? Was ist denn das?

Die Initiatorinnen wollen mit ihrem Vorhaben nicht einfach nur drei Kitas unter einem Dach bauen. Es soll auch einen Raum geben, in dem die Kinder und ihre Familien einander begegnen. Dieser Raum soll das Herzstück des Miteinanders werden, sagt Silke Radosh-Hinder, Pfarrerin der evangelischen Kirche.

"Das wird passieren, indem dort zusammen Workshops gemacht werden mit den Kindern. Es wird auch die Offenheit haben, dass es ein Elterncafé werden kann, dass es auch informelle Begegnungen geben kann. Dieser Ort wird immer die Möglichkeit der Offenheit haben und wird auch offen gestaltet werden zum Außengelände. Es gibt so Kooperationsspielräume nach außen; auch das wird ein Ort der Begegnung sein. Und beides wird sich zusammen erschließen."

Das Projekt wird von dem Evangelischen Kitaverband, dem jüdischen Verein Masorti und dem Deutschsprachigen Muslimkreis getragen. Alle drei Träger betreiben religiöse Kitas. In der muslimischen gebe es bereits eine Warteliste für die Drei-Religionen-Kita, sagt die Leiterin Iman Andrea Reimann. Der Bedarf an einer interreligiösen Kindereinrichtung sei groß - nicht nur für die Kinder selbst, sondern auch und vor allem für Elternarbeit.

"Gerade in der Arbeit mit Erwachsenen im interreligiösen Bereich stellen wir immer wieder die Hürden fest: Wie ist denn das? Koscher? Mache ich jetzt irgendwas falsch? Darf ich der Frau die Hand geben, ja oder nein? Wir Erwachsenen haben meistens so viele Ängste und Hürden, die wir vor uns her tragen, die wir im Kindesalter eigentlich ganz einfach niederreißen oder erst nicht entstehen lassen können."

"Gender-Gerechtigkeit geht in beide Richtungen"

Auch wenn das Konzept noch nicht bis ins kleinste Detail ausgearbeitet ist, gibt es bereits wichtige Kompromisse. So wird die Einrichtung nicht drei getrennte Küchen haben, sagen die verantwortlichen Damen. Es werde in einer gemeinsamen Küche vegetarisch gekocht. Damit erübrigen sich weitere Diskussionen um muslimisch erlaubte, koschere und Kost mit Schweinefleisch. Auch würden nicht alle jüdischen, muslimischen und christlichen Feiertage gemeinsam gefeiert. Sonst bliebe keine Zeit mehr für außerreligiöse Erziehungsarbeit. Übrigens seien männliche Erzieher sehr willkommen, auch wenn die Kita von drei Frauen gegründet werde.

Silke Radosh-Hinder: "Der Kitaverband Berlin-Mitte hat ohnehin ein Programm laufen, um die Stellen von Erziehern in den Kitas zu erhöhen. Und da werden wir an dieser Stelle keine Ausnahme machen."

Gesa Ederberg: "Gender-Gerechtigkeit und regenbogenbunte Familienvielfalt ist für uns sowieso ein Anliegen. Das steht so auch im Konzept und ist in unserer Stadt ohnehin eine Selbstverständlichkeit. Gender-Gerechtigkeit geht in beide Richtungen. Männer dürfen Erzieher sein."

Silke Radosh-Hinder: "Und sollen!"

Die Spendengala für Frauen solle keinen falschen Eindruck erwecken, beteuern alle drei Initiatorinnen. Dies sei nur ein Auftakt. Schon bald werde es eine weitere Veranstaltung ohne Geschlechtertrennung geben.

http://www.deutschlandfunk.de/ueberkonfessionelle-kita-in-berlin-eine-kueche-drei.886.de.html?dram:article_id=408399

Die Kirche, 24. Januar 2018
Drei Religionen unter einem Dach

Eine Spendengala bildete am 13. Januar 2018 den Auftakt zur Gründung des 3-Religionen-Kita-Hauses. In der geplanten Kindertagesstätte sollen muslimische, jüdische und christliche Kinder gemeinsam aufwachsen.

Von Cordula Möbius

Es ist ein bahnbrechendes Projekt, dass es in der Hauptstadt so noch nicht gibt: In Berlin soll eine Kindertagesstätte eröffnet werden, in der muslimische, jüdische und christliche Kinder gemeinsam aufwachsen. Seit zwei Jahren arbeitet der Evangelische Kitaverband gemeinsam mit dem Masorti e.V. (Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens) und dem Deutschsprachigen Muslimkreis (DMK) Berlin daran, die Einrichtung einer 3-Religionen-Kita voranzubringen. Ziel ist es, einen Begegnungsort für Judentum, Christentum, Islam und für die unterschiedlichen Kulturen und Herkunftsländer, die sich in Berlin begegnen, zu schaffen. Jeder der Kita-Betreiber verfolgt dabei sein eigenes pädagogisches Konzept, alle kooperieren jedoch miteinander.

Spendengala als Auftakt

Der erste offizielle Schritt in die Öffentlichkeit wurde jetzt im Rahmen einer Spendengala gegangen. Zu der Gala hatte der Deutschsprachige Muslimkreis Berlin in die Berliner Stadtmission eingeladen. Der Abend stand unter der Überschrift: „child generation – innovation begins with us“. Unterhalten wurde mit Informationen über die Drei-Religionen-Kita und mit Musik und Tanz, dargeboten von muslimischen Kulturschaffenden.

„Die Drei-Religionen-Kita soll ein Ort für kommende Generationen sein, an dem Vielfalt füreinander gelebt wird, erläuterte Iman Andrea Reimann, Vorsitzende des DMK Berlin. Sie ist eine der Initiatorinnen des Projektes. Kinder benötigen für ihre Entwicklungen stabile und verlässliche Beziehungen zu Erwachsenen und anderen Kindern, so Reimann.

Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein, die Mitglied des Vorstandes des Fördervereins der Kita ist, hob die großartige Chance hervor, die das Drei-Religionen-Kita-Haus der Stadt Berlin eröffne. „Es ist eine wunderbare Möglichkeit, in der eigenen religiösen Identität zu leben und gleichzeitig mit Kindern anderen Glaubens in Verbindung zu kommen.“ Man müsse sich in aller Unterschiedlichkeit respektieren, ergänzte Silke Radosh-Hinder, stellvertretende Superintendentin im Evangelischen Kirchenkreis Berlin Stadtmitte. Daraus wachse eine Gesellschaft, die miteinander gut klarkomme. „Wenn wir Kinder sprachfähig nach außen machen wollen, dann müssen wir etwas gemeinsam machen“, sagte die Rabbinerin Gesa Ederberg.

Der Berliner Senat unterstützt dieses Projekt ohne Vorbehalte. Das erklärte die Staatssekretärin für Bildung, Jugend und Familie Sigrid Klebba. Die Botschaft der Drei-Religionen-Kita entspreche genau dem Berliner Bildungsprogramm. Kindern müssten von klein auf das Verbindende von Religionen erfahren.

Fördermitglieder gesucht

Der geschätzte Wert des Projektes liegt bei 4,5 Mio. Euro. Und jeder der Träger muss jetzt 10 % Eigenanteil aufbringen, um in den Genuss von Fördermitteln aus dem Berliner Senatsprogramm zu kommen. Wenn alles so läuft wie geplant, kann 2019 mit dem Bau der 3-Religionen-Kita begonnen werden. Im Jahr 2021 sollen dann die Türen für 135 Kinder offen sein.

Das Interesse am Drei-Religionen-Kita-Projekt ist groß, wofür unter anderm die Teilnahme der Botschafterinnen aus Malaysia, Brunei und den Malediven spricht sowie von katholischen und evangelischen Theologinnen und von jüdischen Glaubensvertreterinnen. An Spendengeldern kamen am Galaabend übrigens 3157 Euro zusammen. Noch mehr freut die Veranstalter, dass der Förderverein Drei-Religionen-Kita-Haus e.V. über 21 Mitglieder neu hinzugewinnen konnte.

Weitere Informationen zum Verein erhalten Sie unter www.dreireligionenkitahaus.de

Domradio, 5. April 2018

Drei-Religionen-Kita soll Toleranz fördern

Religionsvielfalt für die Kleinen

Die geplante Drei-Religionen-Kita in Berlin soll dazu beitragen, Toleranz unter Kindern zu fördern. Sie lernten so von klein auf, "dass unterschiedliche Religionen selbstverständlich miteinander leben können", so der Berliner Bischof Markus Dröge.

In der Debatte um religiös motiviertes Mobbing unter Schülern fordert der evangelische Berliner Bischof Markus Dröge neue Initiativen zur Förderung von Toleranz. Eine davon werde die geplante Drei-Religionen-Kita in Berlin sein, schreibt Dröge in einem Gastbeitrag für die "B.Z." (Donnerstag).

Dort würden Kindern christliche, jüdische und muslimische Traditionen und Identitäten vermittelt. "Im gemeinsamen Lernen und Spielen erfahren die Kinder so von klein auf, dass unterschiedliche Religionen sehr wohl und selbstverständlich miteinander leben können", so der Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Bei dem bundesweit einmaligen Projekt sollen in Berlin-Moabit von 2021 an je 45 christliche, jüdische und muslimische Kinder nach den jeweiligen religionspädagogischen Konzepten ihrer Religionsgemeinschaften betreut werden. Träger sind der Evangelische Kirchenkreisverband für Kindertageseinrichtungen Berlin Mitte-Nord, der Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens Masorti und der Verein Deutschsprachiger Muslimkreis Berlin.

Ausgelöst wurde die Debatte von einem Vorgang an einer Berliner Grundschule. Demnach griffen muslimische Schüler ein jüdisches Mädchen an, "weil sie nicht an Allah glaubt". Zuvor habe ein Schüler auf die Angabe des Mädchens, sie sei Jüdin, das Wort "Jude" mehrfach in bedrohlichem Tonfall wiederholt. Das Mädchen sei außerdem schon einmal mit dem Tode bedroht worden, hieß es.

(KNA)

<https://www.domradio.de/themen/glaube/2018-04-05/drei-religionen-kita-soll-toleranz-foerdern>

Zitty, 8. Mai 2018

Kippa vs. Kopftuch

Macht der Symbole

von Astrid Dornbach

In Berlin wird der Streit um religiöse Symbole in der Öffentlichkeit immer unversöhnlicher ausgetragen. Sei es nun die Kippa oder das Kopftuch. Das Neutralitätsgesetz, das -religiöse Symbole an Grundschulen verbietet, droht zu fallen. Ausgerechnet jetzt soll ein Kita--Projekt in Moabit drei Religionen zusammenbringen. Kann das gut gehen? Berlin im Frühjahr 2018. Verstörende Nachrichten aus einer Stadt, die viel auf ihre Toleranz hält, aufs „Leben und leben lassen“. -Einer Stadt, in der es zunehmend gefährlich sein kann, -seine Religion zu zeigen. Oder von fremder Herkunft zu sein.

Da ist der junge Israeli aus arabischer Familie, der als Experiment, wie er später sagt, eine Kippa aufsetzt, die traditionelle jüdische Kopfbedeckung, und von einem Syrer mit einem Gürtel

attackiert wird.

Oder die 56-jährige Betreiberin eines Eiscafés in Lichtenberg mit türkischen Wurzeln, die brutal von zwei Männern vor dem Café vom Stuhl gestoßen wird. Die Angreifer schreien „Ausländer raus!“, hetzen einen Kampfhund auf den Begleiter der Frau. Schwere Bisswunden beim Mann, Prellungen bei der Frau.

Oder ein Mädchen, das an einer Tempelhofer Grundschule von muslimischen Mitschülern gemobbt wird, weil es nicht an Allah glaubt.

Es ist rau geworden in der Stadt. Auf den Straßen, auf den Schulhöfen. Und er ist unübersichtlich, der Streit um religiöse Symbole, in dem sich rassistische, antisemitische oder ausländerfeindliche Konflikte widerspiegeln. Gerade wackelt das Berliner Neutralitätsgesetz, vor zwölf Jahren eingeführt, dessen Ziel die religiöse Neutralität der Berliner Grundschullehrer festschreibt. Und gegen das immer wieder Lehrerinnen klagen, die sich das Kopftuch verbieten lassen wollen.

Ausgerechnet in dieser aufgewühlten Phase nimmt in Moabit ein Kita-Projekt seinen Anfang, dessen interreligiöser Ansatz weg von der Intoleranz, hin zu einem neuen Wir-Gefühl führen soll. Das Projekt heißt: „Drei-Religionen-Kita-Haus“. Je 45 Kinder aus jüdischen, muslimischen und christlichen Familien sollen dort untergebracht werden. Baubeginn soll im kommenden Jahr sein, die Eröffnung dann 2021. Der genaue Ort wird derzeit noch nicht öffentlich genannt. Der interreligiöse Ansatz ähnelt dem des „House of One“, das 2019 am Petriplatz in Mitte eröffnet: Kirche, Moschee und Synagoge unter einem Dach.

Die Räume des Evangelischen Kirchenkreises Stadtmitte unweit des U-Bahnhofs Klosterstraße sind hell, sachlich. An einem Mai-Tag trifft ZITTY dort drei der Macherinnen zum Gespräch. Pfarrerin Silke Radosh-Hinder vom Evangelischen Kirchenkreis Stadtmitte, Kathrin Janert, Vorstand des Evangelischen Kita-Verbands Berlin Mitte-Nord, und Iman Andrea Reimann, die Vorstandsvorsitzende des Deutschen Muslimischen Zentrums Berlin. Die Rabbinerin Gesa Ederberg, die das Projekt auch mitträgt, ist an diesem Tag nicht dabei, weil sie gerade erst von einer USA-Reise zurückgekehrt ist.

Eine Drei-Religionen-Kita: Es klingt nach einem ambitionierten, einem kühnen Projekt in hitzigen Zeiten.

Wenn die Pfarrerin Radosh-Hinder von dem geplanten Projekt spricht, leuchten die Augen der anfangs eher zurückhaltenden Frau mit dem frechen Kurzhaarschnitt auf. Kathrin Janert begleitet ihre Sätze mit einem Nicken, flicht gestikulierend das eine oder andere ein. Dann wieder ergreift Iman Andrea Reimann das Wort, lässt das Projekt vor dem inneren Auge erstehen und macht es mit Worten greifbar. Ihr schmales Gesicht ist von einem lindgrünen Kopftuch umrahmt, -große braune Augen sehen das Gegenüber offen an. „Etwas Vergleichbares gibt es in der Stadt noch nicht“, sagt die Muslima.

Betreut und angeleitet werden die Kinder in der Gruppe ihres jeweiligen Glaubens. „Berührungssängste wird es nicht geben“, sagt Radosh-Hinder. Es ist ein Freigelände geplant, dort sollen sich die Kinder in der Pause und zum Spielen treffen, einander begegnen,

sich verstehen. Kippa und Kopftuch werden greifbar, berührbar. Buchstäblich.

„Bei Kindern ist eine unglaubliche, große Offenheit gegenüber allem Neuen da“, sagt Kathrin Janert, die Kirchenkreis-Frau. „Man merkt das schon, wenn man mit Kindern in andere Länder fährt – wie sie das alles begeistert aufnehmen.“ Mögliche Vorurteile kämen wenn, dann nur von den Eltern, glaubt sie. In der Kita wird es neben dem gemeinsamen Spielplatz auch einen Begegnungsraum für die Eltern geben. Anmeldungen für die Kita werden noch nicht entgegengenommen, ist auf der Internet-Präsenz des Projekts zu lesen.

„Toll ist die Neugier bei Kindern“, sagt Reiman. „Sie möchten ja alles kennenlernen, auch das Fremde.“ Die Konvertitin leitet beruflich die Kita „Regenbogen Kidz“ in Charlottenburg. Vor 15 Jahren entschied sie sich dafür, das Kopftuch, das sie als zum Islam gehörend kennzeichnet, zu tragen. Es gehöre für sie einfach dazu, sagt sie.

Sie erzählt von Wellen der Aggression, die sie erfahre, sobald sie mit dem Kopftuch bekleidet ihre Wohnung verlässe. „Ich vergesse zu keiner Zeit, in keiner Sekunde, dass ich ein Kopftuch trage.“ Wenn böse Blicke ihr folgen, versuche sie das zu ignorieren. „Die Gewaltbereitschaft hat zugenommen“, konstatiert auch Pfarrerin Radosh-Hinder. „In Berlin gab es früher ein ‚Leben und leben lassen‘ – letzteres kann man heute streichen.“ Egal, ob auf dem Fahrrad oder in den Bahnen der BVG. „Viele sind nur noch am Brüllen.“ Dies gelte zumindest an einigen Stellen der Stadt.

Es sei ja nicht nur die Islamfeindlichkeit. Auch der Antisemitismus habe zugenommen, sagt die evangelische Pfarrerin: „Man bekundet sein Missfallen wieder offen, traut sich, alles zu sagen“, betont sie. „In Wahrheit ist der Antisemitismus nie wirklich verschwunden.“

Und je früher man gegen die Auswüchse angeht, desto besser. Zum Beispiel in den Schulen. In vielerlei Hinsicht.

Fast 200 Fälle von Rassismus an und unter Berliner Kindern und Jugendlichen sind bei der Berliner Antidiskriminierungsbeauftragten Saraya Gomis für Schulen im vergangenen Jahr registriert worden. „Es waren Vorfälle gegen Juden, Muslime, Roma und Sinti, wie auch gegen Menschen afrikanischer Abstammung“, berichtet Beate Stoffers, Pressesprecherin des Senats für Bildung, Jugend und Familie. Was Antisemitismus betreffe, wurden 2017 zwölf Fälle dokumentiert. Insgesamt bekannt wurden dem Gremium bislang 19 Fälle mit antisemitischem Hintergrund. Darunter war sowohl verbale als auch körperliche Gewalt. Es ging aber auch um Unterrichtsmaterialien, die die betreffenden Schüler diskriminierten.

Bei den Fällen waren offensichtlich zweimal Schüler mit muslimischem Hintergrund die Agierenden, alle anderen -Fälle bezogen sich allerdings auf die Lehrkräfte, so die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie. „In dreien der Fälle sahen sich Schüler gar – nachdem sie sich über antisemitisches Unterrichtsmaterial oder Aussagen beschwert hatten – selbst anti-muslimischem Rassismus ausgesetzt“, sagt Sprecherin Stoffers.

Und dann ist da noch der Streit um das Berliner Neutralitätsgesetz, der immer weitere Kreise zieht. Und der sich immer mehr verhärtet.

Weil das seit 2005 bestehende Gesetz als eines der härtesten in der gesamten Bundesrepublik gilt, mit einem Totalverbot religiöser Symbole im öffentlichen Dienst und Grundschulen, wehrten sich zunächst auch die beiden großen Kirchen. Inzwischen hat sich die Evangelische Kirche Deutschland (EKD) dafür ausgesprochen. Angeglichen und aufeinander abgestimmt werden sollten diese Gesetze aber bundesweit.

Mit zum Entstehen des Gesetzes beigetragen hat die Berliner Anwältin Seyran Ates. Die aus der Türkei stammende Juristin ist der Meinung, das Kopftuch sei ein Symbol sexueller Unterdrückung bei Muslimas und werde dazu benutzt, Mädchen von der Eigenverantwortung hin zur Abhängigkeit vom Mann zu führen. Sie ist Initiatorin und Mitbegründerin der Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Moabit, die für einen liberalen und „geschlechter-angepassten Islam“ steht, also einen Islam in dem die Gleichwertigkeit von Mann und Frau gelebt wird.

Nach der Eröffnung der Moscheegemeinde vor knapp einem Jahr erhielt Ates zahlreiche Morddrohungen und wird daher rund um die Uhr polizeilich bewacht. Ates bezeichnete im feministischen Magazin „Emma“ das Kopftuch der Muslimas gar als „Waffe“. Das Kopftuch sei die „Flagge der Trennung der Geschlechter und der „Anders-artigkeit – sprich – Minderwertigkeit der Frauen.“ Und darum möchte sie es nicht in Klassenzimmern sehen.

Derzeit vertritt Seyran Ates den Senat vor dem Landesarbeitsgericht Berlin-Brandenburg gegen die Klage einer gekündigten Grundschullehrerin, die mit Kopftuch unterrichten möchte. Zwei derartige Verfahren hat der Senat bereits verloren. Die Berliner Grünen fordern, das Neutralitätsgesetz zu kippen. Dagegen hält, wie der Senat, auch die Initiative Pro Neutralitätsgesetz. Sie setzt sich mit prominenter Unterstützung (darunter ist die Feministin Alice Schwarzer) für den Erhalt des Berliner Neutralitätsgesetzes ein.

Anruf bei Ulla Widmer--Rockstroh, einer der Führungskräfte bei der Initiative. Am Telefon erzählt die ehemalige Lehrerin aus der Praxis ihres Schulalltags, unter anderen in Wedding. „Um mal eines gleich vorzuschicken – es geht uns hier keinesfalls um Diskriminierung. Eher um das Gegenteil.“

Die Stimme der Pädagogin klingt sachlich, klar, resolut. In Wedding seien kleine Mädchen von anderen Schülern, vor allem Jungen, gemobbt worden, wenn sie kein Kopftuch trugen. „Du bist keine gute Muslima“, habe es geheißen.

Noch vor Jahren hätten diese Äußerlichkeiten bei den Kindern keine Rolle gespielt, erinnert sich Widmer-Rockstroh, „da wurde jeder von jedem auf den Kindergeburtstag eingeladen“. Heute grenzten sich bestimmte Gruppen ab, die sie als „orthodoxe Moslems“ bezeichnet. Vorgekommen sei es auch, dass Kinder sich gegenseitig im Ramadan kontrollierten, ob sie das Fasten auch einhielten. „Obwohl Kinder ja nicht einmal teilnehmen müssen.“ Insgesamt sei für sie das Kopftuch „keine integrative Haltung“.

Es gehe ihr ausschließlich um Neutralität, betont Widmer-Rockstroh. Nur diese schaffe den Boden für gegenseitiges Verständnis. Sie wolle überhaupt kein religiöses Symbol an Schulen sehen. „Wenn ich einen Kollegen mit Kreuzsymbol träfe, würde ich ihn bitten, dies unterm

Pullover zu verstecken.“ Keine Prognose möchte Widmer-Rockstroh darüber abgeben, wie es mit dem Neutralitätsgesetz weitergeht.

Zu einer Diskussion darüber (unter anderem mit Seyran Ates) lädt die Initiative Pro Neutralitätsgesetz am 15. Mai, 19.30 Uhr, in die Urania ein.

Hass auf offener Straße

Eine etwas andere Position vertritt die Islam-Wissenschaftlerin Nushin Atmaca. Sie war bis vor wenigen Wochen die Vorsitzende des Liberal Islamischen Bundes. Ihre Stimme klingt offen, weich, zuversichtlich. Aber in der Sache: entschieden.

„Es ist keine religiöse Pflicht im Islam, ein Kopftuch zu tragen“, schickt sie voraus. „Aber wer das möchte, soll das tun können und darf deswegen nicht diskriminiert werden.“ Dass es Mädchen gäbe, die auch in Berlin dazu gezwungen würden, ihr Haar unter einem Tuch vor Männerblicken zu verstecken, das könne sie sich vorstellen. „Allerdings gibt es auch genug Mädchen, die das Kopftuch als ein Statement von sich ganz allein verstehen. Einige sogar aus Modegründen oder weil sie wie die ältere Schwester aussehen wollen – und die muss man dann auch machen lassen.“

Von einem Kopftuch-Verbot hält sie daher wenig. Verhärtete Familienstrukturen, in denen nur der Vater und die älteren Brüder das Sagen hätten, löse man damit nicht. „Es kann doch nicht sein, dass weiße Männer den muslimischen Frauen vorschreiben wollen, was sie tragen sollen – und was nicht!“

Auch Nushin Atmaca beobachtet, dass religiöse -Symbole auf der Straße zunehmend zu Auseinandersetzungen führen. „Wer religiöse Symbole wie ein Kopftuch oder eine Kippa trägt, steht natürlich mehr im Fokus und ist sicher gefährdeter“, glaubt sie. „Man ist intoleranter geworden gegen alles, was fremd ist.“ Nushin Atmaca selbst, die ihr dunkles Haar offen trägt, wurde nie angegriffen oder beschimpft. Aber sie registrierte ein verändertes Verhalten von den Menschen auf der Straße. „Ich spüre, dass viele Menschen mich anstarren – das ist so, seit die Flüchtlinge hier sind. Es kommt mir so vor, die denken: Seit wann ist die hier und wo kommt sie her?“

Atmaca sagt aber auch, sie sei davon überzeugt, dass es auch einen „muslimischen Antisemitismus“ gebe. „Da ist viel Angst, viel eigene Unsicherheit dabei. Vor allem Unwissen. Da werden Juden als böse angesehen.“ Die Diskussionen darüber, wer nicht hier herpasse und warum, empfinde die Mutter einer kleinen Tochter als „unglaublich verflacht“, sagt sie: „Wenn es nicht um Materie geht – wer nimmt einem hier was weg –, dann geht es um Kultur und Heimat, die sich verändern könnte.“

Sigmund Königsberg ist der Antisemitismus-Beauftragter der Jüdischen Gemeinde Berlin. Er sagt, dass Prävention und Intervention bereits in der Schule anfangen müsse. Leider hätten seiner Erfahrung nach die meisten Lehrer dafür keine Skills. „Man muss den Lehrenden die Instrumente in die Hand geben, zu intervenieren.“ Dies müsse bereits bei den geringsten Beleidigungen greifen.

Kürzlich sei Königsberg zu einem Vortrag an einer -Schule eingeladen worden, erzählt er. „Da

hatten nur drei von 75 Lehrern eine derartige Fortbildung genossen.“ Und dabei ginge es nur um grundsätzliche Prävention von Gewalt und Ausgrenzung. „Antisemitismus als Thema ist schon fast Luxus.“

Was für die Schule gelte, müsse auch für die Gesellschaft gelten. Er selbst werde häufig mit Antisemitismus konfrontiert, sobald er sich als Jude vorstelle: „Da heißt es dann sofort: Was macht denn eure Regierung da unten!“ Und erzählt von einer vier Jahre alten Debatte, die immer noch nachhallt. „In Deutschland selbst habe ich den Antisemitismus sehr deutlich im Jahr 2012, im Zuge des Beschneidungsgesetzes, gespürt“, sagt er. Entsetzt habe ihn damals, dass der wachsende Antisemitismus gerade aus einer linksliberalen Gruppierung gekommen sei, sagt Königsberg. „Da wurden Juden zum Teil in eine Kinderschänderecke gestellt.“

Zurück in den Räumen des Evangelischen Kirchenkreises Stadtmitte. Dass der Antisemitismus aus unterschiedlichsten Ecken kommt, glaubt auch Iman Andrea Reimann. „Sicher gibt es hier auch palästinensische Familien, die in der dritten Generation Juden als Feindbilder haben.“ Dennoch dürfe man nicht annehmen, dies bestimme den Antisemitismus im Land. Die Frage sei daher: Wem nütze es, wenn Muslime als einzige Aggressoren gegenüber jüdischen Mitbürgern wahrgenommen würden? „Natürlich den Rechts-Populisten“, sagt Pfarrerin Radosh-Hinder. „Nichts ist denen lieber, als wenn sich diese beiden Gruppen bekämpfen.“

Und Frau Reimann erzählt von ihren Diskriminierungserfahrungen, denen sie als Muslima in Berlin ausgesetzt sei. „Neulich ging ein älterer Mann an mir vorbei, schüttelte wütend den Kopf und sagte ‚Schrecklich, schrecklich‘“. Bedrohlicher sei aber ein Erlebnis gewesen, das sie mit muslimischen Freunden und den Kindern in der S-Bahn gehabt habe. „Wir saßen als Gruppe in der Bahn und die Kinder freuten sich auf den Besuch des Naturkundemuseums. Sie unterhielten sich ganz ruhig, in ganz normaler Lautstärke.“ Da sei ein Mann vorbeigekommen und habe die Kinder angebrüllt: „In Deutschland herrscht Ruhe.“ Andere Mitfahrende hätten sich aber eingemischt. Er solle die Kinder in Ruhe lassen. „Dennoch waren die Kinder verstört, fragten auf dem Rückweg, als ein ähnlicher Typ vorbei kam: Ist das wieder dieser Mann?“

Die Berlinerin hat an sich selbst eine Veränderung beobachtet, die der Interreligiöse Dialog mit sich bringt, bei dem Muslime, Juden und Christen die Kommunikation suchen, sich austauschen, gemeinsam Projekte angehen. „Es gibt diesen Dialog ja schon seit 30 Jahren“, sagt sie. „Aber damals wollte ich mich für meinen Glauben nicht laufend rechtfertigen.“ Heute sieht sie das anders: „Ich finde es sehr schön, mit Menschen zu reden, die auch glauben“, sagt sie.

Von einem anderen Schlüsselerlebnis erzählt Pfarrerin Silke Radosh-Hinder. Mit ihrer kleinen Tochter sei sie in der Straßenbahn gefahren, neben ihnen ein Fahrgast mit dunkler Haut. Ein älterer Mann sei zugestiegen, die Pfarrerin und ihre Tochter boten ihm den Platz an. Der zeigte empört auf den dunkelhäutigen Fahrgast und sagte: „Wenn hier einer aufstehen muss, dann der da. Sie können sitzen bleiben.“

Das Ekelhafteste an der Geschichte sei gewesen, dass dieser Mann ihr noch verschwörerisch zugeblinzelt habe. Die Pfarrerin sagt, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit stünden sich in nichts nach: „Mein ganz deutliches Empfinden ist, dass, wer bereit ist, sich feindlich und abfällig über Muslime zu äußern, dies auch über Juden tut.“

Wenn man die Ereignisse der letzten Wochen betrachtet, wird klar, wie deutlich eine vielleicht doch noch aus Skrupeln bestehende Grenze überschritten wurde. Hassreden und Drohgebärden sind überholt. Man geht einen Schritt weiter. Das bekommen sowohl Juden als auch Muslime in der Stadt zu spüren.

Zu trauriger Berühmtheit kam dabei neben dem Video aus Prenzlauer Berg, das den Angriff eines syrischen Flüchtlings auf einen Kippa-Träger dokumentiert, vor allem ein Clip aus Schöneberg, unweit des Kurfürstendamms. Vor seinem eigenen Geschäft, einem Restaurant, wurde ein jüdischer Mitbürger grob beschimpft und beleidigt. Der Angreifer zeigte auf die Menora, den siebenarmigen jüdischen Leuchter, und schrie: „Diese Scheiße wollen wir hier nicht.“ Der Krakeler ist ein 60 Jahre alter Berliner. „Du hast keine Heimat“, schrie er den 36-Jährigen an. „In zehn Jahren lebst du nicht mehr. Was wolltet ihr nach 45 noch hier?“

Seine Tirade beendete der Mann mit der Aussicht für den Gastronom, „in der Gaskammer zu landen“. Festgehalten wurde diese Attacke mit der Handykamera der Freundin des 36-jährigen. Nach wie vor kann man das Video im Internet sehen.

Sind die Gesetze gegen Gewalt, gegen Fremdenfeindlichkeit nicht hart genug? „Oh doch, das sind sie schon“, sagt Nushin Atmaca. „Sie müssen nur angewendet werden.“ Und sehr viel mehr Kommunikation sei nötig, um die verhärteten Fronten aufzuweichen. „Vergessen darf man in der Diskussion um die jüdischen und die muslimischen Mitbürger aber nicht, dass auch afrikanischstämmige Menschen, Sinti und Roma hier ausgrenzt werden. Dagegen muss auch etwas getan werden.“

Rabbinerin Ederberg, Iman Andrea Reimann, Kathrin Janert und Pfarrerin Radosh-Hinder wollen zeigen, dass es anders geht. Dass es Verständigung gibt, ein Miteinander, ein gemeinsames Ziel. Ihren Weg, den Weg der Kommunikation und der Annäherung werden sie weitergehen.

„Bei unseren Treffen spüre ich immer, dass das gut und richtig ist“, sagt Silka Radosh-Hinder, die evangelische Pfarrerin. „Wir haben kaum je so viel gelacht wie beim Interreligiösen Dialog.“

<https://www.zitty.de/macht-der-symbole>

Sozialcourage 2/2018:



Die Initiatorinnen des Drei-Religionen-Kita-Hauses (v. li.): Gesa Ederberg, Silke Radosh-Hinder, Kathrin Janert, Iman Andrea Reimann.

KITA-MODELLPROJEKT

Drei Religionen unter einem Dach

Es ist das Erste seiner Art in Deutschland: In Berlin-Moabit soll im Jahr 2021 eine Drei-Religionen-Kindertagesstätte. Die drei Träger – der Evangelische Kirchenkreisverband für Kinder-tageseinrichtungen Berlin Mitte-Nord, der Deutschsprachige Muslimkreis DMK Berlin e. V. und Masorti, Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens – wollen dort je 45 Kinder aus christlichen, jüdischen und muslimischen Familien betreuen

Die Kinder und ihre Familien erleben religiöse Vielfalt und Unterschiedlichkeit als Selbstverständlichkeit und Bereicherung von Anfang an, heißt es im Konzept der Kita-Gründerinnen, „dadurch können sich Stereotype und Fremdheitsgefühle erst gar nicht entwickeln“.

WEITERE INFOS WWW.DREIRELIGIONENKITAHAUS.DE